Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 84 (1975)
Heft: 1

Artikel: Albert Schweitzer zum Gedächtnis
Autor: Steffahn, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547602

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

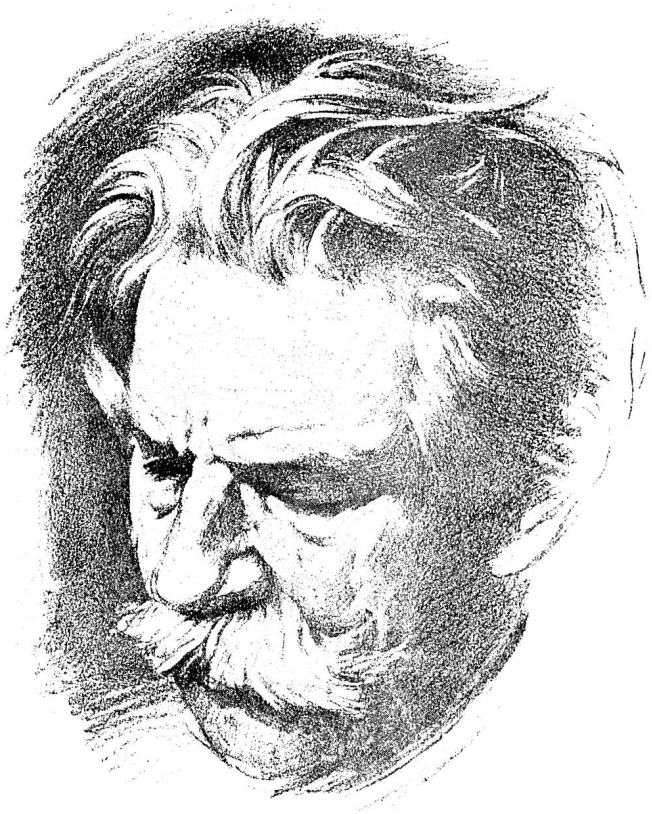
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weil ich auf die Kraft der Wahrheit und des Geistes vertraue, glaube ich an die Zukunft der Menschheit.



Albert Schweitzer zum Gedächtnis

Am 14. Januar jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag Albert Schweitzers. Sein Name, der sich vor allem mit dem Urwald-Spital in Lambarene, aber auch mit theologischen und philosophischen Werken, der Bach-Forschung und nicht zuletzt der Orgelspielkunst verbindet, ist ein Begriff in der ganzen Kulturwelt. Ich will keine Würdigung dieses grossen Menschen oder seines Schaffens wagen, das haben Berufenere getan. Es liegen zahlreiche Biographien und Erinnerungsbücher vor, von denen eine Auswahl auf der Bücherseite aufgeführt ist und die Zeugnis geben von der glücklichen Jugendzeit im elsässischen Günsbach, vom Wirken des Pfarrers in Strassburg, vom einschneidenden Entschluss, der ihn auf den Weg nach Afrika führte, vom künstlerischen und schriftstellerischen Schaffen, das er seinem Körper bis ins hohe Alter abrang, von seinem Spital endlich, dem er mehr als fünfzig Jahre seines Lebens widmete. Es geht vielmehr darum, zu danken, denn Schweitzer hat uns mit seiner vorgelebten und philosophisch begründeten Ethik der «Ehrfurcht vor dem Leben» ein Geschenk von unschätzbarem Wert gegeben. Nicht die Tatsache der pionierhaften Gründung in Lambarene, nicht die eindrücklichen Zahlen aus dem jetzigen Spitaldorf machen die Grösse dieses Lebenswerkes aus, es sind die Beweggründe, die Gesinnung, aus der Schweitzer handelte: Er kam als Helfer, aus Dankbarkeit für die vom Schöpfer empfangenen Guttaten und weil er es als seine persönliche Schuldigkeit betrachtete, etwas von der kollektiven Schuld der Weissen gegenüber den Schwarzen abzutragen. Durch die Kraft seines Herzens und seines Geistes riss er viele mit. Ein grosser Freundeskreis trug sein Werk und trägt es weiter.

Aber für Albert Schweitzer selbst war sein Urwaldspital nicht alles, nicht das letzte Ziel, sondern einfach praktisches Ergebnis einer Gesinnung, welche die Ehrfurcht vor dem Leben als Richtschnur nimmt, eine Gesinnung, die sich in allen Lebensbereichen und im Alltag auswirken muss.

Haben Schweitzers ethische Forderungen heute noch Gültigkeit? Sind seine «Rezepte» nicht naiv angesichts der komplizierten wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen Probleme, die anstehen? Ich frage dagegen: Haben irgendwelche Versuche zur Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens und unseres Verhältnisses zur Natur, die das Gesetz des Lebensrechtes jedes einzelnen Wesens nicht respektieren, Probleme gelöst? Schweitzers Ethik ist auch auf heutige Verhältnisse anwendbar, weil sie die Ursachen wichtiger nimmt als die Symptome.

Einige Texte, die wir mit freundlicher Genehmigung der betreffenden Verlage abdrucken, sollen Denken und Wirken des bedeutenden Mannes in Erinnerung rufen: Als Selbstzeugnis eine der Predigten, in denen Schweitzer 1919 zum erstenmal öffentlich seine Auffassung von der Ehrfurcht vor dem Leben darlegte, dann Suzanne Oswalds Erinnerungen an den Onkel und Paten und eine Würdigung aus der Feder eines Mannes der jüngeren Generation.

Was sollen wir tun?

Eine Predigt, die Albert Schweitzer am 30. März 1919 in Strassburg hielt. (Nach dem Original-Manuskript)

Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Übel . . . (Mt. 5, 39)
«Herr, wie oft muss ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?» (Mt. 18, 21)

Jesu Grundsatz, dass wir nie aus Hass oder Abneigung schädigend in das Dasein eines Menschen eingreifen dürfen, auch wenn er anerkanntermassen keine Sympathie verdient und uns Böses zugefügt hat, müssen wir also an die Spitze jeder Sittlichkeit stellen; denn von seiner Beobachtung hängt ab, ob wir moralisch bleiben oder nicht. Und es ist nicht nur die intimste Forderung der Sittlichkeit, sondern auch die, die keiner Einschränkung unterworfen ist, die uns in keine Konflikte mit uns selbst bringt und wo es nur von unserer Gesinnung abhängt, ob wir sie erfüllen. Bei allen anderen Forderungen der Sittlichkeit, denen wir jetzt begegnen werden, muss sich das Ideal mit der Wirklichkeit auseinandersetzen und ihren Forderungen Rechnung tragen. Hier aber bin ich Herr, auf diesem immensen Gebiet der alltäglichen Sittlichkeit, das grundlegend für das gegenseitige Verhältnis zwischen Menschen ist. Hier brauchst du nicht zu sorgen, ob du verstanden wirst oder missverstanden: immer kannst du dem Ideal nachgehen.

Gleich bei der nächsten jetzt auftauchenden Frage stellt sich die Auseinandersetzung zwischen Ideal und Wirklichkeit ein. Es handelt sich um die Frage, wie weit ich denen, die meine Existenz in böswilliger Weise schädigen, nachgeben muss.

Unser Herr Jesus hat hier das Ideal aufgestellt, in der Bergpredigt, indem er sagt: «Ihr sollt nicht widerstreben dem Übel, sondern so dir jemand gibt einen Streich auf deinen rechten Backen, dem biete auch den andern dar, und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem lass auch den Mantel, und so dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei.» Die Grundidee, die er in diesen extremsten Beispielen aufstellt, leuchtet uns ein. Wir sollen nicht jede Schädigung unseres Daseins sogleich abwehren, sondern uns gewöhnen, Unrecht zu erdulden mit Ruhe und Milde, und nicht meinen, dass mit jedem Unrecht, das uns geschieht, unsere Existenz gleich bedroht ist. Jesus wendet sich gegen dieses instinktive Reagieren auf alles, was uns angetan wird.

Fassen wir es so: Du sollst dich nicht alsbald gegen jedes Übel, das dir angetan wird, zur Wehr setzen; sondern erziehe dich, dass du Verleumdung, Lüge, Intrige, Schädigung, die gegen dich angehen, als etwas hinnimmst, das kommen muss. Arbeite innerlich an dir, dass du über dies alles hinauskommst. Lerne das grosse Vergeben der Nichtbeachtung. Bei der Ungerechtigkeit, die dir begegnet, liegt 50 Prozent an den Umständen, 25 Prozent an der Unwissenheit und Gedankenlosigkeit der Menschen und nur 25 an wirklicher Böswilligkeit.

Und du selber bist mit verstrickt in gleiche Schädigung der Existenz der andern Menschen. Bedenke nur eines: Was redest du ungeprüft nach, was man Törichtes und Übles gegen einen Menschen vorbringt! Ziehe ab, was die Umstände an der Ungerechtigkeit und Härte, die dir begegnen, teilhaben: ziehe ab, was die Menschen in Gedankenlosigkeit dir schaden, wie du den andern schadest . . . Was bleibt noch, worüber du dich empören darfst?

Als Petrus den Herrn – sie waren schon auf dem Leidensweg nach Jerusalem – fragte, ob es genug sei, wenn er seinem Bruder siebenmal vergebe, antwortete er ihm: «Nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal» und schliesst als Erklärung das Gleichnis an von dem Menschen, der wegen einer Schuld von zehntausend Pfund alles verkauft bekommen soll und ins Gefängnis wandern muss, und dem dann alles erlassen wird. Und wie er einen seiner Mitknechte findet, der ihm hundert Groschen schuldig ist, überfällt er ihn, würgt ihn und lässt ihn trotz aller Bitten ins Gefängnis werfen. Das ist für uns alle so furchtbar wahr, wenn wir wagen, unser Leben so zu sehen, wie es ist.

Und dann: in vielem, das uns begegnet, wo wir äusserlich das Recht hätten, weil es ein Unrecht ist, uns zu entrüsten und es abzuwehren, haben wir das Recht innerlich nicht. Führe eine geheime Rechnung über das, was du in Gedankenlosigkeit oder Schlechtigkeit an Rücksicht auf die Existenz der andern versäumt hast, und komme zur Erkenntnis, dass du dies sühnen musst, indem du ähnliches dafür an dir geschehen lassen musst. Habe Angst vor deiner Entrüstung, wie du Angst hast vor deiner Grossmut. Nur wer das, was er selbst antut, in Rechnung setzt in dem, was er erlebt, und zur Erkenntnis durchgedrungen ist, dass wir so vieles, was uns begegnet, als Sühne ansehen müssen für das, was unsere Schuld an den Menschen darstellt, versteht das Leben. Er ist frei von dem oberflächlichen Empfinden der Ungerechtigkeit, das uns in grossen und kleinen Dingen in blinder und überstürzter Weise auf alles, was uns angetan wird, Abwehr tun lässt. Das ist der tiefe Sinn des Gebotes Jesu, dass wir dem Übel nicht widerstehen sollen.

Jesus hat dies absolut ausgedrückt: «dass ihr überhaupt nicht widerstehen sollt dem Übel» und dies mit drastischen Beispielen belegt. Wie kam er dazu? Weil er die Gesinnung in ihrer elementaren Gewalt erwekken will und darum das Absolute fordert; sodann aber, weil er der Auseinandersetzung dieser absoluten Forderung mit der Wirklichkeit in dieser, wie in so vielen andern Fragen dadurch enthoben ist, dass er der Welt nur noch eine kurze Existenz beilegt und einen neuen Himmel, eine neue Erde, eine ins Übernatürliche verklärte Menschheit für die nächste Zeit erwartet.

Wir aber, die wir mit der Fortdauer dieses Weltverlaufs und unserer Existenz zu rechnen haben, müssen jene absolute Forderung, dass wir dem Übel nicht widerstehen sollen, mit der Wirklichkeit sich auseinandersetzen lassen und zugeben, dass ein Augenblick kommen kann, wo wir das Recht haben, uns gegen die ungerechte Schädigung unserer Existenz zur Wehr zu setzen. Als Beispiel kann man Jesus selber anführen, der trotz seines Wortes von dem andern Backen, den man dem, der schlägt, darbieten sollte, nicht so verfährt, als ihn der Kriegsknecht vor Gericht misshandelt – wenn der Evangelist Johannes uns recht berichtet –, sondern ihn zur Rede stellt.

Wo beginnen aber Recht und Pflicht der Abwehr?

Das kann dir niemand festsetzen, sondern das musst du in jedem Fall mit dir selber ausmachen. Im allgemeinen sagen wir, dass da, wo unsere Existenz als solche bedroht ist, sei es durch Gewalt, sei es durch Ungerechtigkeit, sei es durch Verleumdung, wir Recht und Pflicht haben, uns aufzulehnen. Aber der Entscheid, ob die Existenz wirklich bedroht ist, ist ein ganz persönlicher und mutmasslicher. Oft sind uns Verleumdungen, die wir als offenbar sinnlos auf sich beruhen zu lassen geneigt sind, viel gefährlicher, selbst bei unseren Bekannten, als das oder jenes viel ernster scheinende Unternehmen gegen uns. Einen allgemeinen Grundsatz aber können wir aufstellen, den nämlich, dass wir alle viel eher darin fehlen, dass wir etwas als wirklich bedrohlich ansehen, als dass wir es unterschätzen. Diese Überlegung leite euch (Am Rand: «Nicht gleich: Meine Würde ist bedroht! – Meine Würde verlangt es! Je mehr einer wirklich Würde hat, desto weniger braucht er sie zu verteidigen . . .») und lasse euch in jedem Falle ernstlich prüfen, ob eine Abwehr in irgendeiner Form nötig ist oder ob ihr nicht vielmehr das Wort von dem Nicht-Widerstreben dem Übel gegenüber gegenwärtig haben sollt.

Nicht aus Hass schädigend in das Dasein des andern eingreifen, ohne Abwehr ertragen, was man dir antut, und alles verzeihen können: das ist das Fundament der sittlichen Persönlichkeit. Wer nicht in dieser Hinsicht sich über sich selbst klar ist und an sich arbeitet und gegen das Banale und Gemeine, das sich in uns regt, mit tiefer, zielbewusster Überlegung kämpft, der findet die enge Pforte der Sittlichkeit nicht. Trotz aller besseren Regungen bringt er es zu nichts, weil der Grund nicht gelegt ist.

Ich kenne einen Kaufmann, er ist schon sehr alt, der vor einem Menschenalter entdeckte, dass sein Teilhaber, der die Bücher führte, ihn seit Jahren betrog und Tausende auf sei-

ne Seite gebracht hatte. Er konnte es ihm Posten für Posten nachweisen und ihn ins Zuchthaus bringen und die Wiedererstattung der grossen Summe erlangen. Aber als jener um seiner Kinder willen um Gnade bat, liess er sich erweichen, verlangte die Summe nicht zurück und behielt den andern auch noch im Geschäft. Gedankt hat es ihm dieser nicht, auch der Sohn nicht, und das Geschäft leidet noch immer an dem Ausfall, den es damals erlitten, und es war mehr denn einmal in Gefahr unterzugehen. Und doch nehmen es die Kinder dem Vater nicht übel, dass er damals so gehandelt hat, obwohl sie ein ganz anderes Leben hätten, wenn er damals seine Ansprüche, wie es sein Recht gewesen wäre, gegen den Betrüger durchgesetzt hätte; denn sie wissen, dass diese Tat ein geistiges Vermächtnis ist, das sie und Kinder und Kindeskinder innerlich reich macht.

Nun aber die zweite grosse Frage: Die Erhaltung meiner Existenz bringt mich nicht nur in die Lage, dass ich Eingriffe in dieselbe abwehren muss, sondern auch, dass ich die Existenz des andern mit oder ohne Wissen schädige. In den alten Büchern über Sittenlehre ist so schön geschieden zwischen Pflichten gegen sich selbst und Pflichten gegen den Nächsten. In Wirklichkeit aber lassen sie sich nicht so säuberlich auseinanderhalten wie wir es möchten. In dem Bestreben, an sich legitime Selbsterhaltung zu üben, komme ich dazu, in das Dasein anderer schädigend einzugreifen. Die Selbstentzweiung des Willens zum Leben, wie sie in dem menschlichen Kampf ums Dasein in die Erscheinung tritt, bringt dies mit sich. Mein Fortkommen und das dieses oder jenes anderen Menschen sind nicht immer in Harmonie zu bringen.

Ich bin Kaufmann. Mein Geschäft geht voran, und die Kundschaft mehrt sich. Ich freue mich darüber. Aber was ich mehr verdiene, das büsst ein anderer ein, der vielleicht gerade so tüchtig und arbeitsam ist wie ich, nur dass ich geschickter bin und vielleicht über mehr Kapital verfüge.

Ein Mensch bringt eine Verbesserung an einer Maschine an, die die Produktion eines bestimmten Artikels um einige Prozente verbilligt. Sein Patent trägt ihm viel ein, und er wird als grosser Erfinder gepriesen. Aber sein Glück ist mit dem Unglück so vieler anderer erkauft, die nicht das Kapital besitzen, ihre Betriebe mit den verbesserten Maschinen auszustatten, und die nun notwendig zugrunde gehen.

Ich bewerbe mich um eine Stellung und habe Aussicht anzukommen. Ein anderer, der es viel schwerer hat als ich und gerade auf diese Stelle seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, muss zurücktreten, weil man mich als den geeigneteren ansieht. Darf ich dies geschehen lassen? Kann ich die Verantwortung tragen, dass er durch mich, weil ich ihm gerade im Wege stehe, geschädigt wird? Die Welt sagt: «Was nicht mit schlechten Mitteln erreicht ist, darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Du trägst keine Verantwortung. Es ist der Dinge Lauf: Was dem einen sein Glück ist, ist des andern Unglück.» Aber so vernünftig und recht es klingt, so darfst du dich doch nicht dabei beruhigen. Du darfst dir nicht sagen: «Das ist ein Gesetz, gegen das man nichts vermag», sondern du musst die Verantwortung fühlen und in jedem Fall entscheiden, ob es wirklich notwendig ist, dass um deines Fortkommens willen ein anderer den und den Schaden erleiden soll. Wir müssen alle ankämpfen gegen die Rücksichtslosigkeit, die uns das Leben und die Gesellschaft lehren wollen. Hast du sie gelernt, dann wisse, dass dafür etwas in dir tot ist, das zum guten Menschen, zu deinem besseren Ich gehört. Wäge ab, ob du nicht anders kannst . . ., und in so manchen Fällen wirst du anders können und etwas, was in deinem Vorteil liegt, aufgeben, um einem andern, vielleicht einem Unbekannten, der nicht einmal weiss, was du für ihn tust, kein Leid zu bereiten.

«Wehe denen, die im täglichen Leben zu viel Herz haben», sagt man gewöhnlich. Gewiss, sie haben es nicht leicht, und sie können oft ihren Vorteil nicht in Unbefangenheit verfolgen, wo ein anderer es tun kann. Sie haben nicht diese Sicherheit und Zielbewusstheit des Auftretens, die zum Gelingen gehört. Aber sie kennen ein Glück, das den andern immer verborgen bleiben wird, und sie haben eine tiefere Erkenntnis des Lebens und der Wahrheit. Ihre Seele und ihr Herz haben an ihrem Leben teil, und es geht Liebe von ihnen aus.

Darum wehre dich gegen die Rücksichtslosigkeit und suche die Fälle, wo du dich ihrem ehernen Gesetz entziehen kannst. Wir müssen den andern Menschen wissend und unwissend so viel Weh tun, dass jeder einzelne Fall, wo wir uns diesem Tun, zu dem wir verurteilt sind, entziehen können, einen Gewinn bedeutet, der Sonnenschein in unser Dasein hineinbringt. Und wo wir einer am andern dieses Bestreben, das Glück des andern zu achten, auch wo wir uns nach den gewöhnlichen Regeln des Kampfes ums Dasein darüber hinaussetzen dürften, erkennen, da sind wir mit der Menschheit versöhnt und freuen uns, auch wenn es sich nur um Kleinigkeiten handelt. Und auch, wenn du in den Augen der andern als unpraktisch giltst und dir niemand Dank weiss, bleibe, wie die innere Stimme dich zu sein heisst. (Am Rand: «Niemals ruhig werden. Sondern: kann ich anders. – Das gute Gewissen ist eine unmoralische Erfindung . . .»).

(Aus A. Schweitzer: «Was sollen wir tun?» 12 Predigten über Probleme der Ethik. Aus dem Nachlass herausgegeben von Martin Strege und Lothar Stiehm. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg. Die Fussnoten, die Schweitzers Anmerkungen am Rande der Manuskripte und weitere Erläuterungen der Herausgeber enthalten, wurden mit zwei Ausnahmen weggelassen.)

Pate und Patenkind

Als wir Kinder waren, haben wir die Ehrfurcht vor dem Leben gelernt, lange bevor Schweitzer für das Grundprinzip seiner Ethik die Formel fand, die ihm auf einer Fahrt auf dem Ogowe – als der kleine Dampfer sich durch eine Nilpferdherde seinen Weg bahnte – plötzlich vor der Seele stand. Er lehrte uns die Schnecke vom Weg nehmen und sie ins Gras setzen, damit sie nicht zertreten werde – den Wurm vom harten Asphalt der Strasse, auf dem er verdurstet und verdorrt wäre, auf weiche Erde tragen. Es schmerzte ihn, wenn man Blumen pflückte – wir taten es nicht, aber es fiel mir schwer. «Musste das sein?» fragte er traurig, als er mich am frühen Morgen seines Hochzeitstages im Waschhaus fand, die vielen Blumen, die die Dorfkinder gebracht, zu Sträusschen ordnend. – Noch heute kann ich im Provencehäuschen den schwarzen Skorpion nicht töten, der unterm Bett hervorkriecht, und wenn ich die schwarz-roten Käfer zertrete, die ihre Eier unter die Blätter der weissen Lilien legen, damit ihre ekelhafte Brut sie fresse, so tue ich es mit schlechtem Gewissen. Veneratio vitae – Ehrfurcht vor allem Kreatürlichen, du hast sie uns gelehrt!

Wir haben sie auch in anderer Form erlebt. Wir sahen dich plötzlich an einem Karren schieben, der für den armen, mageren Esel zu schwer war. Wir sahen dich – der du einen Gast am Bahnhof abgeholt hattest – hinter der Theres einhergehen, die den für ihren Kramladen schwer bepackten Kinderwagen vom Bahnhof heimschob. Da, wo das Strässchen, das die Talsohle durchschneidet, zum Dorf anzusteigen beginnt, fielst du ihr allemal gebieterisch in den Arm, du schobst, und dein Gast schob wohl oder übel mit. Das war alles selbstverständlich und ist uns nicht anders erschienen. In den bescheidenen Gesten zeigt sich, dass das spontan Gütige immer das Natürliche ist. Wenn ich aber an dieser Ehrfurcht vor dem Leben herumdeutete und sie in all ihren Konsequenzen zu verwirklichen mir einfach unmöglich schien, dann wurde auf dem Kanzrain mir die Antwort: «Nein, natürlich kannst du nicht leben, ohne die Ehrfurcht vor dem Leben immer wieder zu verletzen – aber bleibe dir dessen nur immer bewusst, spüre die ungeheure Verantwortung, die sich auf uns legt, wenn wir das Entsetzliche tun müssen: Gewalt üben.»

*

In den Ferien, wenn mein Onkel in Günsbach war, begab es sich allemal, dass wir zusammen von zwei alten Schwestern aus dem Dorf zu einem feierlichen «goûter» eingeladen wurden. Alles, was unter seinem Dach wohnte, war miteingeladen. Mager war die

eine, und alles an ihr war spitz, Nase, Kinn und Schultern, die andere klein und rund, an ihr glänzte alles von Freundlichkeit und Fett, Augen und Scheitel, Backen und Arme. Sie erinnerte mich immer an die mit Speckschwarte abgeriebenen farbigen Ostereier, die wir als Kinder in ihrem Kramlädchen hatten suchen dürfen – in den dunklen Holzschubladen lagen sie, auf Reis und Zucker, Mehl und Salz. Vor diesem «goûter» gab es daheim jeweils ein höchst frugales Mittagessen, denn: das «goûter» begann mit Schinken und Brot, ging weiter über Milchkaffee und einen riesigen, meist noch ofenwarmen Gugelhopf zu Vanillecrème, auf der Schneeballen schwammen. Am Schluss aber, wenn es schon über unser aller Kraft ging, erschien der obligate Mirabellenkuchen. Es war eine harte Prüfung. Die guten Dinge mussten gelobt werden, im Chorus, soviel man nur loben konnte. Die rührenden Frauen wurden nicht fertig mit Nötigen, und wenn mein Onkel verzweifelt erklärte, dass er – trotzdem alles «excellent» – nun doch am Ende seiner Aufnahmefähigkeit sei, wurden unweigerlich die Lippen der Mageren schmal wie ein Strich und die Augen der Runden traurig: «Es isch Ena allawaij net güat genüa!»
Wir werden uns revanchieren, erklärte mein Onkel. So geschah es. In seiner Küche wurde gebacken, dass es bis ins Dorf hinein duftete – Kuchen und Käsestengel, Plätzchen und Butterkonfekt und – natürlich – ein Mirabellenkuchen. Die Schwestern wurden eingeladen, die leckern Dinge angeboten. Wir nötigten wacker, so wie wir es bei ihnen gelernt hatten, und als die guten Frauen nun ihrerseits gestehen mussten, dass sie auch nicht das winzigste Schwabenbrötchen mehr aufnehmen könnten, da sagte Onkel Bery mit niedergeschlagenen Augen und geradezu echter Resignation: «Es isch Ena allawaij net güat genüa!» An dieser Retourkutsche haben wir uns wie die Spitzbuben gefreut.

*

Lambarene, 17. Mai 1950

«Ma chère, es ist der Abend vor Himmelfahrt. Da bringe ich so gegen Mitternacht ein Viertelstündchen auf, um Dir zu schreiben. Ich muss Dir nämlich für die Zürcher-Zeitungs-Ausschnitte danken, die Du mir schickst. Eben höre ich ein grosses Motorboot auf dem Fluss. Wenn es sich nur nicht untersteht, im Spital anzulegen und mir einen Fall für eine dringliche Operation abzuladen! obwohl mir dies nicht mehr so viel ausmachen würde wie vor einiger Zeit, da ich nicht mehr die Verantwortung für die Chirurgie trage, sondern sie auf den Saarländer Chirurgen abgeladen habe. Mit welchem Übergang ich nun auf feine Weise dazu komme, Dir über das Spital zu schreiben. Das fängt nun an, tüchtig zu laufen, auf Touren zu kommen. Dr. P. und Dr. N. sind tüchtig und lieb. Sie lassen sich von mir dazu bringen, den Dienst in meinem Geiste und der bestehenden Tradition zu tun. Von morgens bis abends bin ich Tag für Tag im Spital unten, mich um alles kümmernd und darüber wachend, dass keine Neuerungen eingeführt werden. Dies ist die grosse Gefahr für den Betrieb, denn vor Ablauf eines Jahres können die Neuen den Sinn des Betriebes, wie er ist, nicht richtig einsehen. Also Du kannst Dir vorstellen, wie meine Pedanterie da Orgien feiert – und mit gutem Gewissen. Und der Dr. G., der als Instruktor für Chirurgie für 8 Monate da ist, unterstützt mich, denn er findet, dass der Betrieb rationell ist. Und Emma, Köcheli, Ali und Gloria jubilieren, dass der Patron da ist, alles in der Hand hat und seinen milden, rationellen, ethischen Imperialismus walten lässt. Wenn das so weiter geht, kann ich anfangen, in Ruhe an mein dereinstiges Abscheiden aus dieser Welt zu denken, weil ich Mitarbeiter habe, die mein Werk in meinem Sinne weiterführen werden. Das ist eine grosse Beruhigung für mich. – Nun heisst es aber schliessen, 'die Mitternacht rückt näher schon . . .'. Grüsse an Deinen Mann, der mich so schön gemalt hat, und an die Kinder. Und hoffentlich auf Wiedersehen.
Mit Deinen Zeitungsausschnitten leistest Du mir einen grossen Dienst. Sie helfen mir, mich auf dem Laufenden zu halten – und ergänzen den Boten aus dem Emmental mit der literarischen Beilage ‚Das Alpenhorn'.»

(Aus S. Oswald: «Mein Onkel Bery» Erinnerungen an Albert Schweitzer. Rotapfel-Verlag, Zürich.)

Schweitzer und die Kulturkrise

Die frustrierende «afrikanische Prosa» hat dem Arzt von Lambarene manches Mal in gespieltem oder echtem Zorn den Stossseufzer abgenötigt, was er doch für ein Dummkopf sei, der Arzt «dieser Wilden» geworden zu sein. Doch auf die Frage, ob er es je für falsch gehalten habe, dass er nach Afrika gegangen ist, entgegnete er, ohne nachzudenken: «Niemals, denn dann hätte ich den Gedanken der Ehrfurcht vor dem Leben nicht finden können.»
Diese Antwort enthielt eine bemerkenswerte Veränderung in der Sicht. Naheliegend und eindrucksvoll genug wäre der Hinweis auf die Hilfe an Zehntausenden Schwarzen gewesen. Sie musste, so erwartete der Fragende, die selbstüberzeugende Rechtfertigung sein, die den Aufbruch von 1913, ungeachtet gelegentlicher Resignation des Europäers in primitiver Umwelt, im Rückblick als richtig erwies. Aber der 86jährige räumte stattdessen seiner Philosophie Vorrang vor allen andern Bemühungen ein, auch wenn keiner seiner Kranken etwas von dem einsamen Ringen um ein menschliches Grundgesetz wusste, dem vor Zeiten die Mussestunden des «Oganga» gegolten hatten. Die «ethische Improvisation» Lambarene, so mochte er glauben, war dem Zeitenstrom ausgeliefert und vergänglich, während moralische Energien, einmal in die Welt entlassen, sich mit ihrer Atmosphäre auf Dauer verbinden. Vor der Ethik des Alltags stand für ihn die Ethik aller Tage. So ist es auch vielfach verstanden worden, denn dem Kulturphilosophen galten viel mehr Interpretationen und Würdigungen als dem Arzt.
Dazu mag auch beitragen, dass Schweitzer nur noch gelegentlich praktizierender Arzt war, als er vom Scheinwerferkegel der Weltöffentlichkeit erfasst wurde; ferner, dass er Problemen der Medizin – ausser mit seiner Doktorarbeit – niemals ein Spezialwerk gewidmet hat, und die Dissertation ist noch wieder ausgesprochen historisch orientiert. (Sie versuchte zu beweisen, dass Jesus vom Standpunkt der Psychiatrie aus keineswegs in paranoiden Wahnideen, sondern vollkommen normal in der uns lediglich fremd gewordenen apokalyptischen Vorstellungswelt des Spätjudentums gedacht und gehandelt habe – eine Themenstellung, die um 1900 im Rahmen der intensiven Psychiatrieforschung natürlicherweise auftrat und einen cand. med., der zugleich Neutestamentler war, reizen musste.)
Die Ehrfurcht vor dem Leben wurde der Inbegriff für Schweitzers Philosophie. Aber diese Ehrfurcht war längst vorher seine Lebenshaltung gewesen, gerade in kleinen Dingen des Alltags. Es schmerzte ihn schon, wenn man Blumen pflückte. «Musste das sein?» fragte er traurig, als er Suzanne am Morgen seines Hochzeitstages im Waschhaus fand, wie sie die vielen Blumen der Dorfkinder zu Sträussen ordnete.
Die gelebte Achtung vor aller Kreatur war der eine Grundstein des späteren Denkgebäudes, das man hinter dem eingängigen Schlagwort so leicht übersieht. Der andere war die Kulturkrise. Sie spielte in Schweitzers Denken seit der Jahrhundertwende offenbar eine weit grössere Rolle, als dies zwischen den arbeitsintensiven Konkurrenten Musik und Theologie sichtbar ist. Der Studienweg in der Philosophischen Fakultät hatte unter dem Eindruck zweier widerstreitender Weltanschauungen gestanden. Nietzsches stolze Verachtung alles Schwächlichen arbeitete gegen Tolstois schlichte Frömmigkeit und gegen sein Bemühen, den Einzelmenschen religiös-ehtisch umzuformen. Den Strassburger Studenten enttäuschte es, dass die Religion und die Philosophie nicht miteinander kraftvoll gegen Nietzsche auftraten und ihn zu widerlegen suchten. Aber seinem Empfinden nach «vermochten sie es nicht . . ., die ethische Kultur in so tiefer Weise zu begründen, wie es der Kampf, den Nietzsche gegen sie führte, erforderte». Er glaubte zu erkennen, dass seine

Zeit einfach nicht mehr die nötige moralische Energie besass.
Das erschien ihm um 1900 besonders deutlich. Es war die Zeit, als der cand. phil. mit einer dickleibigen Dissertation über Kants Religionsphilosophie promovierte. Allenthalben zog man Bilanz und legte vor sich selber Rechenschaft ab. Rundum herrschte gewaltiger Stolz auf die Errungenschaften und ein für den 25jährigen «unfasslicher Optimismus».
Ein sieben Jahre älterer Zeitgenosse, Harry Graf Kessler, rief 1935 im Rückblick («Gesichter und Zeiten – Erinnerungen») die Eindrücke wach, die Nietzsche in ihm aufgerührt hatte. Hier war das Grundempfinden nicht Ablehnung, sondern Empfänglichkeit: «Unsere Generation war wohl die erste, die von Nietzsche tief beeinflusst wurde. Zu Anfang war unser Gefühl eine Mischung von angenehmem Gruseln und staunender Bewunderung vor dem Monsterfeuerwerk seines Geistes, in dem ein Stück nach dem andern unseres moralischen Rüstzeugs in Rauch aufging . . . Aber in dieser, wie uns schien, fragwürdigsten und tragischsten aller bisher dagewesenen Welten schien es uns nicht zweifelhaft, dass der Weg zu einem ihr gewachsenen Menschen nur über die von Nietzsche – als Samenkorn einer neuen Sittlichkeit – gepredigte heroische Gesinnung gehen könne. Die Art, wie Nietzsche uns beeinflusste, oder, richtiger gesagt, in Besitz nahm, liess sich mit der Wirkung keines andern zeitgenössischen Denkers oder Dichters vergleichen. Er sprach nicht bloss zu Verstand und Phantasie . . . Er spannte zwischen uns und den Abgrund der Wirklichkeit den Schleier des Heroismus . . . Seit Byron hatte kein Rattenfängergenie so unwiderstehlich die Besten einer ganzen Jugend hinter sich hergezogen . . .»
Aus den vielschichtigen Analysen des schon in einem Dämmerzustand dahinvegetierenden Epochenrichters nahm Kessler vor allem den Ruf zum Europäertum als Auftrag in seine beginnende Diplomatenlaufbahn mit. Kessler spürte zwar ebenso wie Tolstoi, Rolland oder der junge Schweitzer etwas Ungesundes, Seelenloses, Eisiges in der satten Bürgerzeit, doch seine Schlussfolgerung war anders: Diese wollten den Menschen beeinflussen, damit die Welt sich ändere; er und mit ihm viele nahmen Nietzsches Parole auf, dass der Mensch sich für die gegebenen Verhältnisse härte.
Wer in die Zeit horchte, konnte wohl dem Fortschritts-Enthusiasmus des arbeitsstolzen Geschlechts skeptisch begegnen. Von der Windstille der Jahrhundertwende mit ihrer, im heutigen Rückblick doch beneidenswerten Spannungsarmut liess sich auch Schweitzer nicht bestechen. Illusionen, die Märchenwelt der Erwachsenen, waren seine Sache nie.

(Aus H. Steffahn: «Du aber folge mir nach» Albert Sahweitzers Werk und Wirkung. Verlag Paul Haupt, Bern.)

Besuch beim Roten Kreuz der Sowjetunion

Prof. Dr. Hans Haug

Zwischen den zurzeit 122 nationalen Gesellschaften vom Roten Kreuz, Roten Halbmond und Roten Löwen mit Roter Sonne, denen rund 230 Millionen Mitglieder angehören, bestehen vielfältige Kontakte, die sich einerseits im Rahmen der Not- und Entwicklungshilfe, anderseits an internationalen Konferenzen und durch wechselseitige Studienbesuche von Experten und Delegationen ergeben. Die Pflege der Kontakte unter den nationalen Gesellschaften entspricht einem Bedürfnis, denn sie erleichtert im Katastrophenfall die praktische Hilfsarbeit, fördert in wirksamer Weise den Erfahrungsaustausch und dient schliesslich einem der hohen Ziele des Roten Kreuzes, nämlich der besseren Verständigung der Menschen und Völker über die Grenzen von Staaten und die Verschiedenheit sozialer Systeme hinweg.
Als nationale Rotkreuzgesellschaft des Landes, von dem die Rotkreuzbewegung ausgegangen ist und in dem sowohl das Internationale Komitee vom Roten Kreuz als auch die Liga der Rotkreuzgesellschaften ihren Sitz haben, kann sich das Schweizerische Rote Kreuz der internationalen Kontaktpflege nicht entziehen. Es muss – im angemessenen bescheidenen Rahmen – Besucher empfangen und Einladungen zu Besuchen bei Schwestergesellschaften Folge leisten. So haben – beispielsweise – 1973/74 Delegationen des Schweizerischen Roten Kreuzes Studienbesuche beim Algerischen Roten Halbmond, beim Polnischen Roten Kreuz und bei der Allianz der Gesellschaften vom Roten Kreuz und Roten Halbmond der Sowjetunion abgestattet. Über den Besuch in der Sowjetunion, der im vergangenen September erfolgte, soll hier deshalb berichtet werden, weil in der Schweiz oft gefragt wird, ob auch in diesem Land ein Rotes Kreuz bestehe und wie seine Organisation und sein Wirken beschaffen sei.
Die Rotkreuzidee hat im zaristischen Russland von Anfang an Widerhall gefunden: 1867 hat Russland die erste «Genfer Konvention zur Verbesserung des Loses der Verwundeten und Kranken der Streitkräfte im Felde» unterzeichnet und im gleichen Jahr wurde das Russische Rote Kreuz gegründet und anerkannt. Während die Sowjetunion das Genfer Abkommen von 1929 über die Behandlung der Kriegsgefangenen nicht unterzeichnet hatte und im Zweiten Weltkrieg an dieses wichtige Abkommen nicht gebunden war, *ratifizierte* sie am 10. Mai 1954 die *vier Genfer Abkommen von 1949,* also auch die Abkommen betreffend Kriegsgefangene und den Schutz von Zivilpersonen. Die Nachfolge des Russischen Roten Kreuzes übernahm 1923 das Rote Kreuz der Sowjetunion, das als *Bund von 15 Gliedgesellschaften* in den 15 Sowjetrepubliken konstituiert ist. 11 Gesellschaften verwenden den Namen und das Zeichen des Roten Kreuzes, 4 (Usbekistan, Aserbaidschan, Turkmenien, Tadschikistan) Namen und Zeichen des Roten Halbmondes. Das Sowjetische Rote Kreuz ist seit 1934 Mitglied der Liga der Rotkreuzgesellschaften, deren Bestrebungen – etwa im Bereich der Katastrophenhilfe oder der Entwicklungshilfe für neu gegründete Rotkreuzgesellschaften – es aktiv fördert. Es unterhält auch gute Beziehungen zum Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und arbeitet mit ihm zusammen, beispielsweise im Suchdienst oder bei der Weiterentwicklung des humanitären Völkerrechts.
Hatte das Rote Kreuz der Sowjetunion vor dem Zweiten Weltkrieg noch eine grosse Zahl von Spitälern geführt und auch berufliches Pflegepersonal ausgebildet, so sind diese Einrichtungen und Aktivitäten nach dem Krieg sukzessive von den staatlichen Gesundheitsdiensten übernommen worden. Heute ist das Sowjetische Rote Kreuz eine «soziale freiwillige Massenorganisation», der im Rahmen der Gliedgesellschaften in den Sowjetrepubliken insgesamt 32 Millionen aktive Mitglieder (Aktivisten) angehören. Aufgabe dieser Mitglieder ist es, im Sinne des «sozialistischen Humanismus» und des «sowjetischen Patriotismus» mitzuwirken bei der *Gesunderhaltung der Bevölke-*